

## Rezension

Nikolaus Hofer (Hrsg.): *Archäologie und Bauforschung am Wiener Stephansdom. Quellen zur Baugeschichte des Domes bis zum Ende des 13. Jahrhunderts.* Wien: Wiener Dom-Verlag 2013. 18 Beiträge, 416 Seiten. ISBN 978-3-85351-249-4, € 79,90

Forschungsstrategisch hochbedeutend ist diese Publikation begrenzter Grabungen an der monumentalen gotischen Stadtpfarrkirche und späteren Bischofskirche St. Stephan in Wien („Stephansdom“). Dies macht eine Zweiteilung der Rezension notwendig.

Die Baugeschichte von St. Stephan bereitet der Forschung große Probleme und hat zu scharfen Debatten Anlass gegeben. In diesem komplexen, spätgotischen Kirchenbau sind verschiedene ältere Bauteile erhalten geblieben und grundlegende Umplanungen ablesbar; die einschneidende Restaurierung von Friedrich Schmidt ab 1862 prägt seine heutige Erscheinung.

Der Einbau einer neuen Heizung gab 1996 und 2000/01 Anlass zu Bodeneingriffen; diese Ausgrabungen hat das österreichische Bundesdenkmalamt selbst ausgeführt und zur Klärung der Baugeschichte über das bauseits notwendige Maß erweitert. Die die Restaurierung begleitenden Forschungen waren – wie an immer noch zu vielen Bauwerken – nicht wissenschaftlich gut koordiniert. Hochbedeutende Bauforschungsergebnisse zum „Riesenportal“ wurden 2008 durch die Österreichische Akademie der Wissenschaften als erster Band einer neuen Reihe „Der Wiener Stephansdom, Forschungen und Materialien“ publiziert,<sup>1</sup> dem bis heute kein zweiter nachgefolgt ist. Die für Deutung und Datierung der spätgotischen Bauteile überaus wichtige Sammlung spätmittelalterlicher Pergamentpläne aus der Bauhütte von St. Stephan wurde schon 2005 in einem großformatigen Band publiziert und vielfältig ausgewertet.<sup>2</sup> Eine aus Schriftquellen erarbeitete Baugeschichte 1200–1500 wurde 2018 in einer eigenständigen Monographie vorgelegt.<sup>3</sup> Die Grabungsbefunde werden im hier anzuzeigenden Band zwar vom Bundesdenkmalamt publiziert, aber nicht in dessen Reihen, sondern im Wiener Dom-Verlag.

I. Aber nicht dies ist das Beachtenswerte, sondern die hier vorgelegte „Doppelpublikation“ der Grabung. Ihr Anlass wird einleitend durch Nikolaus Hofer (Bundesdenkmalamt) ausführlich dargelegt und begründet. Die Grabungen hatte 1996 und 2000/01 Johann Offenberger (Bundesdenkmalamt) durchgeführt, der 1969 an diesem Amt als archäologischer Grabungstechniker begonnen hatte und später insbesondere Kirchengrabungen leitete (\*1935, †2017). Zu Beginn seines Ruhestands wertete er die Grabungen im Stephansdom aus und legte 2004 ein umfangreiches, von der zeichnerischen und fotografischen Dokumentation begleitetes Manuskript vor, mit neuen, eigenständigen Thesen zur umstrittenen, frühen Baugeschichte der Kirche. Im Zuge der redaktionellen Arbeit erwiesen sich wesentliche Befunddeutungen als problematisch, teils aufgrund der nicht adäquaten Grabungstechnik, teils aufgrund veralteter Forschungspositionen des Autors – der jedenfalls nicht bereit war, sein Manuskript grundlegend zu überarbeiten. Das Bundesdenkmalamt entschied wegen der hohen Relevanz der Befunde nicht nur für den Stephansdom, sondern für die gesamte Wiener Stadtgeschichte, einerseits das Manuskript Offenbergers unverändert zu publizieren, andererseits eine Neubewertung der Befunde durch jüngere Archäologen und Bauforscher in Auftrag zu geben, die nun in diesem Band nebeneinander vorgelegt werden.

Dieses Vorgehen ist nicht ganz einzigartig: Zur Stadtkirche St. Dionys in Esslingen wurde 1995 die im Wesentlichen 1964/65 erarbeitete, präzise stillkritische Einordnung Peter Anstetts neben den für die spätgotischen Bauphasen deutlich abweichenden, 1985 gewonnenen dendrochronologischen Datierungen publiziert<sup>4</sup> – Anstett hatte sich ausdrücklich nicht von den naturwissenschaftlichen Daten überzeugen lassen, verstarb dann aber 1986 während der Manuskriptüberarbeitung.<sup>5</sup> Nach längeren Diskussionen wurde sein Text „letzter Hand“ gedruckt. Nur die neuen Daten und

1 Dahm, Friedrich (Hrsg.): *Das Riesentor (Der Wiener Stephansdom, Forschungen und Materialien 1; Österreichische Akademie der Wissenschaften, Veröffentlichungen der Kommission für Kunstgeschichte 8).* Wien 2008. 11 Beiträge, 343 Seiten.

2 Böker, Johann Josef: *Architektur der Gotik. Bestandskatalog der weltgrößten Sammlung an gotischen Baurissen (Legat Franz Jäger) im Kupferstichkabinett der Akademie der Bildenden Künste Wien; mit einem Anhang über die mittelalterlichen Bauzeichnungen im Wien-Museum Karlsplatz. Salzburg/München 2005.* 464 Seiten.

3 Schedl, Barbara: *St. Stephan in Wien. Der Bau der gotischen Kirche (1200–1500).* Wien/Köln/Weimar 2018. 324 Seiten.

4 Anstett, Peter: *Die Baugeschichte der Dionysiuskirche von der Spätromanik zur Neuzeit; in: Die Stadtkirche St. Dionysius in Esslingen a. N. Archäologie und Baugeschichte, 2 (Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 13,2).* Stuttgart 1995, 9–309.

5 Von P. Anstett 1985/86 überarbeitet bis S. 129, hier S. 111 Erwähnung der Dendrochronologie. Der Rezensent war 1989 mit der Redaktion dieses Manuskripts beauftragt.

Bauabfolgen,<sup>6</sup> nicht aber die Folgerungen für die Formengeschichte und die historischen Kontexte sind im gleichen Band publiziert – die notwendigen Schlüsse müssen die Leser\*innen selbst erarbeiten.

In nicht wenigen für Grabungen und Bauuntersuchungen verantwortlichen Institutionen liegen ältere, fast publikationsreife Auswertungen, die methodisch nicht überzeugen. Um den Weg einer gezielten Neubewertung wird man selten herkommen, aber es erscheint als guter Weg, einerseits die Leistung der älteren Kolleg\*innen mit der Publikation ihres Manuskripts angemessen zu würdigen – und damit auch viel technische Arbeit zu sparen –, andererseits ihre Kritik nicht den Rezensionen zu überlassen und für die notwendige Neubearbeitung nicht auf spätere akademische Abschlussarbeiten zu hoffen.<sup>7</sup>

In diesem Wiener Band wird akzeptiert, dass Grabungstechniken, Dokumentationen und Interpretationen personen- und zeitgebunden sind, aber – unvermeidlich – die Grundlage für aktuelle Forschung bilden. Folgerichtig werden hier einleitend die Grabungsberichte von 1881–1949 wiederabgedruckt. Für die anderen Kirchengrabungen von Johann Offenberger wird man die kritischen Beobachtungen zu seiner Wiener Grabungstechnik und Dokumentation im Blick behalten müssen.

Wie eine kritische Neubewertung in dieser Situation aussehen kann, die hier in idealer Weise von einer Gruppe von Wissenschaftler\*innen erarbeitet und diskutiert wurde, und welches Verhältnis sie zu älteren Auswertungen hat, macht dieser Band nachvollziehbar. Über Wien hinaus gültig erscheint die Beobachtung, dass diese älteren Grabungsdokumentationen und -auswertungen nicht „unbrauchbar“ sind, sondern tatsächlich wichtige, neue Forschungsaussagen ermöglichen und absichern können – wenn auch nicht in der ganzen Tiefe. Eine modern konzipierte Grabung mit den 1996 auch in Wien schon zur Verfügung stehenden Methoden und Kompetenzen hätte zweifellos noch mehr Aussagen ermöglicht.

II. Ziel des Herausgebers und der Autor\*innen war es, neue Befunde zu Baugeschichte und Baugestalt des Stephansdoms sowie für die Wiener Stadtgeschichte bereitzustellen und zugleich die archäologische Forschungsgeschichte greifbar zu machen. Dass sich die Publikation auf die ältere Baugeschichte bis zum Ende des 13. Jahrhunderts beschränkt, ist wegen der Lage der Grabungsschnitte angemessen.

Nach dem schon angesprochenen Vorwort Nikolaus Hofers „Kirchenarchäologie zwischen Dokumentation und Interpretation. Zur Publikation der Ausgrabungen in S. Stephan“ (S. 11–15) folgen in Teil 1 sechs „Publizierte Texte zu archäologischen und bauhistorischen Forschungen des späten 19. bis mittleren 20. Jahrhunderts im Wiener Stephansdom“ (S. 17–65) von Friedrich Schmidt, Wilhelm Anton Neumann, Alois Kieslinger und Karl Oettinger, neu gesetzt, und leider ohne Einfügung der originalen Seitenzählung, auf die in den anderen Beiträgen des Bands regelhaft verwiesen wird.

In Teil 2 folgt die Publikation der Ausgrabungen des Bundesdenkmalamts von 1996 und 2000/01, zunächst der auswertende Grabungsbericht von Johann Offenberger und Angelika Geiszlager (S. 69–183), mit umgezeichneten Profil- und Flächenzeichnungen und bereits nicht mehr farbtreuen Fotos; die Maueransichten sind erst S. 306–309 abgebildet. Der „Versuch einer Gesamtinterpretation“ ergibt eine Baugeschichte beginnend mit dem spätantiken Friedhof, über einen „frühmittelalterlichen Turm (?)“ einer möglichen suburbanen Kirche, bis zu einem im 12./13. Jahrhundert dreimaligen vollständigen Neubau einer romanischen Kirche St. Stephan. Die Grabung war, von den Gräbern abgesehen, mit waagerechten Abtiefungsniveaus durchgeführt worden; dabei wurden die Schnitte jeweils rasch wieder verfüllt.

Die Auswertung der Keramikfunde und frühen (= vorbarocken) Grabfunde durch Karin Kühtreiber (S. 185–265) gibt bereits weitere Hin-

6 Becker, Bernd/Bleyer, Hans-Jürgen/Lohrum, Burghard: Dendrochronologische und gefügekundliche Untersuchungen; in: Stadtkirche (wie Anm. 4), 345–365.

7 Der Rezensent hat 1993/94 die um abschweifende Deutungen gekürzte Edition des Manuskripts des längst verstorbenen Archäologen Erich Schmidt als Anlage zu einer Neubearbeitung der Befunde befürwortet; diese Publikation ist erst durch die Digitalisierung gut greifbar: Westphalen, Stephan: Die Ergebnisse der Klostergrabung von 1958; in: Untermann, Matthias (Hrsg.): Fragmente eines Benediktinerklosters: St. Georgen im Schwarzwald; in: Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung 6, 2005, 17–88, hier 61–75 (auch: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:16-sbhb-343442>).

weise auf die Stratigraphie und bezieht jüngere Wiener Grabungsbefunde in ihre Datierungen und Deutungen ein. Aufgrund der Grabungstechnik sind „römische“ und „frühmittelalterliche“ Niveaus in der Fundverteilung nicht fassbar; diese Epochen sind, von Mauern, zwei römischen Gruben und mehreren Gräbern abgesehen, nur durch die Funde selbst nachgewiesen. Mittelalterliche Gräber sind durch <sup>14</sup>C-Daten und Keramik ins 9.–11. Jahrhundert datiert; eine Pfeilspitze identifiziert den Toten vielleicht als Opfer der Kampfhandlungen während der Ungarneinfälle des 10. Jahrhunderts. Zusammenfassend betont die Autorin, dass der Stephansplatz als zweiter Wiener Siedlungsbereich des 9.–11. Jahrhunderts fassbar wird und die Gräber auf die Existenz einer frühen Kirche schließen lassen. Der Fundkatalog ist vollständig vorgelegt, die Keramik in Auswahl gezeichnet. Hubert Emmerig publiziert die bemerkenswert zahlreichen Fundmünzen des 3.–20. Jahrhunderts (S. 266–282); nur eine römische Münze ist eindeutig als zeitgleiche Grabbeigabe ansprechbar. Ein Petschaft der Zeit um 1600 versteckt sich in Abb. 130.6 zwischen den Münzen.

In Fundamenten waren Architekturteile mit Bemalung eingebaut, die geborgen wurden. Friedrich Dahm beschreibt sie ausführlich als Elemente der reichen Ausgestaltung des romanischen und gotischen Stephansdoms (S. 283–292). Eine Heiligendarstellung in einer Nische entstand bereits um 1150. Weitere Architekturteile und Bodenfliesen werden „aufgrund ihrer künstlerischen und historischen Relevanz“ katalogisiert (S. 293 f.), unverständlicherweise aber nicht abgebildet. Drei Grabplattenfragmente und weitere Inschriften aus den Grabungen stellt Renate Kohn vor (S. 295–300); deren ausführliche Publikation wird in ihrem ca. 1000 Einträge enthaltenden Inschriftencorpus zum Stephansdom erfolgen, zu dem bis 2019 aber nur Vorarbeiten erschienen sind. Während der Grabung untersuchte Andreas Thinschmidt makroskopisch das Gesteinsmaterial der in den freigelegten Mauern verwendeten Bausteine (S. 301–312); wichtig sind diese Beobachtungen für den Abgleich mit den präziser analysierten Bausteinen der „Riesenpforte“. Wie dort wurde in beträchtlichem Umfang Steinmaterial wiederverwendet.<sup>8</sup>

Der anschließende Teil 3 umfasst die „Gesamtwürdigung der archäologischen, historischen und bauhistorischen Quellen zur frühen Baugeschichte des Stephansdomes“. Er besteht aus einem großen Beitrag, zwei Anhängen und dem Resümee. Bauforscher Günter Buchinger, Historiker Markus Jeitler sowie das in Bauforschung und Bauarchäologie ausgewiesene Team Paul Mitchell und Doris Schön bieten eine „Analyse der Forschungsgeschichte und Neuinterpretation unter dem Blickwinkel rezenter Methodik“ (S. 315–395), der auch weitere, einleitend nicht wiederabgedruckte Befundaufnahmen und Bauforschungen einbezieht. Im Abschnitt „Forschungsmethode“ werden die Probleme der Dokumentation Offenbergers angemessen knapp dargelegt, insbesondere die Übernahme einer 1996 entwickelten Periodisierung auf die Vor-Ort-Dokumentation der 2000/01 ergrabenen Befunde. Die Kritik gilt – von der veralteten Grabungsmethodik abgesehen – ausdrücklich nicht den stratigraphischen Beobachtungen, sondern der Deutung, Datierung und Periodisierung.

Die spätrömischen Befunde belegen die Zugehörigkeit des Areals zur östlichen Lagervorstadt. Sie brechen wie überall in Wien im 5. Jahrhundert ab. Gräber zeigen, dass das Areal seit dem 9. Jahrhundert neu genutzt wurde; leider fehlt zu dieser Phase eine Planzeichnung. Die zu vermutende Kirche lag außerhalb der bisherigen Grabungsbereiche. Am Rand des Friedhofs, ein Grab des 11./12. Jahrhunderts schneidend, wurde ein kleiner Turm mit dickem Trockenmauerfundament und Außentreppe erbaut, der als Profanbau gedeutet wird und zu einem „Wohnhof“ gehörte. Über dessen Brandschutt und nach Abbruch der letzten römischen Mauern wurde im 12. Jahrhundert die erste große Steinkirche gebaut. Ihre Mauern sind tief fundamentierte, bis zu 2,6 m dick und in verschiedenen Techniken (nicht: Bauphasen) gebaut; der Estrich und bis zu zwei Lagen

8 Müller, Harald W. u. a.: Gesteinsbestand in der Baubsubstanz der Westfassade und des Albertinischen Chores von St. Stephan; in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 47, Heft 3–4, 1993, 106–116.

des Aufgehenden wurden erfasst. Der östliche Abschluss liegt außerhalb des Grabungsbereichs. Noch im 12. Jahrhundert wurde die Kirche auf mehr als 80 m Länge vergrößert, war also nach dem Salzburger Dom der größte Kirchenbau im heutigen Österreich und entsprach dem romanischen Dom der Wien umfassenden Diözese Passau. Bemerkenswert ist ein Befund, der als – im deutschen Reich – äußerst früher Beleg für ein großes Portal mit Trumeaufeiler gedeutet werden kann. Ein überliefertes Weihedatum 1147 wird wohl allzu vorsichtig interpretiert („*ecclesia Wiennensis*“ ist nicht irgendeine Kirche in Wien), und es ist – gegen Jeitler – durchaus „vorstellbar, dass man zuerst begonnen hat, eine große Basilika zu errichten, und erst dann über ihre Nutzung verhandelte.“ Zu prüfen wäre überdies, ob die mächtigen Fundamente nicht für eine frühe – und ebenso überraschende – Gewölbeplanung sprechen.

Schon im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts wurde die Kirche nach Osten verlängert und im Westen mit einer Doppelturmfassade versehen. Der breite Blick auf die bislang unsystematisch zusammengetragenen Baubefunde erlaubt eine weitgehende Bestimmung des erhaltenen Baubestands des 12. und 13. Jahrhunderts. Wichtig ist der Hinweis auf Konsolen, die Rippengewölbe tragen sollten. Die Baugeschichte der sehr verwandten, nahen Zisterzienserkirche Heiligenkreuz ist inzwischen neu bearbeitet.<sup>9</sup> Auch dieser Bauabschnitt des Stephansdoms blieb unvollendet. Nach einem erneuten Planwechsel erhielt die Kirche ein Querschiff und neue, polygonal schließende Ostteile sowie ein neues, monumentales Westportal, das „Riesentor“. Für diesen um 1240 erreichten Bauzustand können neue zeichnerische Rekonstruktionen vorgelegt werden. Das Schlusswort dieses Beitrags würdigt ausdrücklich die Erkenntnisse der älteren Forschung und ergänzt sie durch die abweichenden, solide im Befund und in breit erarbeiteten Vergleichen begründeten, neuen Thesen. Paul Mitchell hat anschließend (S. 396–399) den Befundkatalog von 1996 und 2000/01 neu geordnet und in der Beschreibung systematisiert, ohne die Befundbezeichnungen zu ändern. Dadurch ist der Abgleich mit den Zeichnungen und Texten im Grabungsbericht von Offenberger sowie mit den Fundkatalogen gewährleistet. Andererseits ist der Abgleich mit den im Text gleichwertig behandelten Befunden im Aufgehenden erschwert, und für diese fehlt eine entsprechende Katalogisierung. Die drei oft diskutierten Schriftquellen von 1137 und 1208 sind S. 400f. im lateinischen Text abgedruckt.

Der Herausgeber Nikolaus Hofer fasst abschließend die Thesen und Beobachtungen aller Autor\*innen knapp in einem „(vorläufigen) Resümee“ zusammen (S. 402–407). Zu Recht betont er, dass wichtige Fragen noch offen bleiben – zumal die Grabungsbereiche durchaus beschränkt waren.

Leicht benutzbar ist diese Publikation nicht. Aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte konnten die Beiträge nicht im wünschenswerten Maß aufeinander bezogen werden. In der sorgfältigen Auseinandersetzung mit allen älteren Thesen und Beobachtungen gewinnt jedenfalls die neu vorgelegte Baugeschichte von St. Stephan in Wien hohe Überzeugungskraft.<sup>10</sup> Für eine höhere Anschaulichkeit wären weitere und besser beschriftete Zeichnungen hilfreich gewesen.

Zu wünschen ist, dass dieses Buch in der Ausbildung von Archäolog\*innen und Bauforscher\*innen seinen Platz findet und zu methodisch breiten, kritischen Arbeiten erzieht, aber auch, dass weitere Institutionen den Mut finden, schon vorliegende, problematische Manuskripte nicht zurückzuhalten, sondern in vergleichbarer Weise mit begleitender, kritischer Neubewertung zu publizieren.

9 Nicht benutzt wurde: Thome, Markus: Kirche und Klosteranlage der Zisterzienserabtei Heiligenkreuz. Die Bauteile des 12. und 13. Jahrhunderts (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 52). Petersberg 2007.

10 Irritierenderweise nahm Barbara Schedl 2018 (wie Anm. 3) das Werk zwar ins Literaturverzeichnis auf, referiert es aber nicht, benutzt veraltete Pläne für den Bauzustand um 1200 und setzt sich auch nicht mit den hier entwickelten Thesen auseinander.

Prof. Dr. Matthias Untermann  
Institut für Europäische Kunstgeschichte  
Seminarstraße 4, D-69117 Heidelberg  
m.untermann@zegk.uni-heidelberg.de